

Rüdiger
Peuckert

Das Leben der Geschlechter



Mythen und Fakten
zu Ehe, Partnerschaft
und Familie

campus

Das Leben der Geschlechter

Rüdiger Peuckert lehrte als Professor für Soziologie an der Universität Osnabrück. Seine Schwerpunkte sind Sozialstrukturanalyse, Geschlechterverhältnisse, Soziale Ungleichheit, Familiensoziologie sowie Jugend- und Alterssoziologie.

© Campus Verlag GmbH

Rüdiger Peuckert

Das Leben der Geschlechter

Mythen und Fakten zu Ehe,
Partnerschaft und Familie

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50295-3

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2015 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

Inhalt

Einleitung: Die Soziologie als Mythenjägerin	9
Entwicklung und Vielfalt der Lebensformen	13
1 Wer traut sich noch – ist die Ehe ein Auslaufmodell?	14
2 Macht Heiraten glücklich oder welchen Unterschied macht es noch, ob man verheiratet oder unverheiratet zusammenlebt?	18
3 Die Angst, sich zu binden, oder ist das Zeitalter der Paare vorbei?	23
4 Deutschland auf dem Weg in die Singlegesellschaft: Mythos oder Realität?	29
Beziehungsmarkt und Partnerwahl	33
5 Haben Frauen und Männer auch in Zeiten der Emanzipation unterschiedliche Partnerwünsche?	34
6 Die Kluft zwischen Arm und Reich wächst: Ist die Liebe schuld?	39
7 Ein jüngerer Partner – ein längeres Leben?	43
8 Mythen und Fakten rund um das Onlinedating: Sind Onlinebeziehungen »normalen« Beziehungen unterlegen?	46
9 Ist <i>mate poaching</i> immer noch tabu?	51

Fragile Beziehungen und Trennung	55
10 Hätte man vor der Heirat besser auf sein Bauchgefühl hören sollen?	56
11 Der Romeo-und-Julia-Effekt – Mythos oder Realität?	59
12 Erhöhen egalitäre Geschlechterarrangements das Trennungs- und Scheidungsrisiko?	61
13 Sind Ehescheidungen ansteckend?	66
14 Gibt es ein ideales Heiratsalter und wie kommt es, dass eine über Jahrzehnte intakte Ehe im Alter auseinanderbricht?	69
15 <i>Seine</i> Scheidung – <i>ihre</i> Scheidung: Haben Frauen es schwerer, einen neuen Partner zu finden?	72
16 Erhöhen Töchter das Scheidungsrisiko ihrer Eltern?	77
17 Der <i>rebound</i> -Effekt: Hilft eine rasche neue Liebesbeziehung den Trennungsschmerz zu überwinden?	80
 Pluralisierung des Begehrens	 84
18 Hat Sexualität wirklich einen so hohen Stellenwert?	85
19 Mythos Monogamie: Sind monogame Beziehungen die besseren Beziehungen?	89
20 Sind Männer affärenorientierter als Frauen?	94
 Frauen und Männer zwischen Rollenbildern und Alltagspraxis	 98
21 Hat der Feminismus die Frauen trotz aller unbestreitbaren Errungenschaften unglücklicher gemacht?	99
22 Sind Männer das extremere Geschlecht?	103
23 »Spaltung der Schwesternschaft«: Werden Frauen den Männern immer ähnlicher und einander immer unähnlicher?	107
24 Familiernährerinnen – Speerspitze der Emanzipation?	111

25 Was tun Männer in statusniedrigen Positionen angesichts ihrer bedrohten Männlichkeit?	114
26 Darf man heute überhaupt noch Hausfrau sein?	119
27 Arbeitsarmut: Wer kann von seinem Gehalt noch eine Familie ernähren?	124
Diskriminierung der Frauen – subtil, aber effektiv	128
28 Wird Frauen wegen ihres Geschlechts der Weg in Führungspositionen versperrt?	129
29 Der <i>gender pay gap</i> : Werden Frauen bei der Bezahlung diskriminiert?	132
30 Die Liebe und das liebe Geld: Wer bestimmt über Geld und Geldverwaltung in Paarbeziehungen?	137
31 Leben in Gesundheit: Sind Frauen das »starke Geschlecht«?	140
Familienpolitik in Deutschland	145
32 Das neue Elterngeld – eine einzigartige Erfolgsstory?	146
33 Ist der Ausbau öffentlich geförderter Tagesbetreuung ein »Allheilmittel« für das Wohl der Kinder?	150
34 Das »böse« Betreuungsgeld oder: Viel Lärm um nichts?	156
35 Keine Kitas, keine Kinder? Wer ist schuld an der niedrigen Geburtenrate in Deutschland?	161
Elternschaft und Kindschaft heute	165
36 Machen Kinder glücklich(er)?	166
37 Ist Kinderkriegen ansteckend?	169
38 Freiwillig kinderlose Frauen und Männer in der öffentlichen Wahrnehmung – ein Beispiel von Doppelmoral?	173
39 Sind späte Eltern die besseren Eltern?	177

40	Wie ähnlich sind sich Geschwister?	180
41	»Wer zuerst kommt, mahlt zuerst«: Sind Erstgeborene erfolgreicher als später Geborene?	183
42	Befindet sich Deutschland auf dem Weg in die Ein-Kind-Gesellschaft?	186
43	Junge oder Mädchen? Gibt es noch <i>das</i> Wunschkind?	188
44	Die Regenbogenfamilie – eine ganz »normale« Familienform?	192
 Anstelle eines Schlussworts: Zur saisonalen Geburtenhäufigkeit und einigen weiteren Absonderlichkeiten rund um das Geburtengeschehen		
		198

Einleitung: Die Soziologie als Mythenjägerin

Geschlechter- und Familienmythen sind weitverbreitete, wissenschaftlich nicht fundierte Meinungen, Überzeugungen und Glaubensinhalte, die im Alltagsleben unhinterfragt als Tatsachen angesehen werden. Norbert Elias spricht in diesem Sinne von der »Soziologie als Mythenjägerin« (Elias 2013). Das Wort Mythos stammt aus dem Griechischen und hat eine Vielzahl von Bedeutungen. Hier wird der Begriff im modernen Sinn als falsche Behauptung, Überzeugung, Glauben oder Ideal verstanden. Mythen als »Daumenregeln« wirken im Alltagshandeln entlastend, können aber auch verhängnisvolle Folgen haben.

Treibende Kraft hinter dem Wandel von Partnerschaft, Ehe und Familie ist, wie in diesem Buch gezeigt wird, die veränderte Rolle der Frau. Junge Frauen befinden sich heute in einer widersprüchlichen Situation, denn den typischen einheitlichen weiblichen Lebensentwurf gibt es nicht mehr. Frauen betonen heute einerseits verstärkt ihre Freiheit und Unabhängigkeit, können sich aber andererseits nicht völlig von den traditionellen Rollenvorstellungen lösen. Ihr Leben ist durch Inkonsistenzen und Ambivalenzen geprägt. Doch auch die Männer sind von diesem Wandel betroffen. Wie sie angesichts ihrer bedrohten Männlichkeit reagieren, ist ebenfalls ein Thema, das in diesem Band immer wieder aufgegriffen wird.

Die Studie konfrontiert in 44 Beiträgen weitverbreitete Alltagsmythen aus den Bereichen Paarbeziehungen, Familie und Geschlechterverhältnisse mit den Ergebnissen nationaler und internationaler empirischer Studien. Befindet sich Deutschland tatsächlich auf dem Weg in die Singlegesellschaft? Sind Hausfrauen eine unzufriedene, bemitleidenswerte und aussterbende Spezies, wie immer wieder zu hören ist? Hat der Feminismus die Frauen trotz aller unbestreitbaren Errungenschaften insgesamt unglücklicher gemacht? Ist die Regenbogenfamilie (gleichgeschlechtliche Familien; lesbische/schwule Elternschaft) eine ganz »normale« Familienform? Fördern Kinder tatsäch-

lich die Lebenszufriedenheit ihrer Eltern und was hat die Liebe damit zu tun, dass Arm und Reich in Deutschland immer weiter auseinanderdriften?

Fast ausnahmslos handelt es sich um Studien, die auf umfangreichem Datenmaterial beruhen. Beiträge wie »Was bleibt von mir als Mann? Trotz Gleichberechtigung und partnerschaftlicher Beziehung: Wenn SIE mehr verdient als ER, kann das eine Liebe ruinieren« (*FAS* vom 26.01.2014), in denen anhand von (in diesem Fall nur drei) Einzelfällen Probleme von Männern in statusniedrigen Positionen angesichts ihrer bedrohten Männlichkeit erörtert werden, können bestenfalls für die Thematik sensibilisieren, lassen aber keine generalisierenden Aussagen zu.

Aber auch umfangreiche Datensätze, die für sich Repräsentativität beanspruchen, müssen kritisch hinterfragt werden, denn die Voraussetzungen einer Zufallsstichprobe sind so gut wie nie erfüllt. Die Ergebnisse können nur dann repräsentativ für eine bestimmte Grundgesamtheit – wie die erwachsene Bevölkerung Deutschlands – sein, wenn jeder die gleiche Chance hat, in die Stichprobe aufgenommen zu werden, und die Fragen nach bestem Wissen beantwortet. Die Selbstselektion verzerrt besonders die Angaben aus den inflationären Onlineumfragen, da hier allein die Kunden der Onlinepartnerbörsen befragt werden, die sich a priori systematisch von der Gesamtheit der Bundesbürger unterscheiden.

Insgesamt soll für einen kritischen Umgang mit Zahlen sensibilisiert werden. Zahlen, die auf den ersten Blick verlässlich erscheinen, können trotzdem täuschen. Medien und Wissenschaftler, die in die Medien wollen, ziehen generell große Unterschiede kleinen Zahlen vor. Was schließen wir daraus, wenn wir hören, dass der Anteil der unverheiratet zusammenlebenden Paare – der nichtehelichen Lebensgemeinschaften – an allen Lebensformen in nur 14 Jahren (zwischen 1992 und 2006) um fast 60 Prozent zugenommen hat? Auf den ersten Blick ein sensationelles Ergebnis, das bei näherem Hinsehen aber deutlich relativiert wird. Denn relative Risiken dramatisieren. Tatsächlich hat sich der Anteil nichtehelicher Lebensgemeinschaften lediglich von sieben Prozent auf elf Prozent erhöht. Die Behauptung, dass die Ehe immer häufiger durch alternative Lebensformen ersetzt wird, ist also prinzipiell richtig, in dieser Form aber irreführend.

Besonders problematisch bei der Interpretation empirischer Daten ist der gängige Schluss von der Gleichzeitigkeit der beobachteten Phänomene (einer Korrelation) auf einen Kausalzusammenhang: Das eine ist die Ursache, das andere die Wirkung. Was hat man von einem Untersuchungsergebnis wie »Verheiratete sind glücklicher als Ledige« zu halten? Kann man aus einer

entsprechenden Korrelation ohne Weiteres schließen, dass Heiraten glücklicher macht? Dies ist möglicherweise schon deshalb ein Trugschluss, weil mehrfach nachgewiesen wurde, dass glückliche Menschen häufiger heiraten als unglückliche Menschen. Aus diesem Grund wird, wenn immer möglich, bei der Überprüfung von Alltagsmythen auf Längsschnittstudien zurückgegriffen, in denen die Erhebung zu mehreren Zeitpunkten mit derselben Stichprobe durchgeführt wurde. Das Glück wird also mindestens zweimal – einmal vor und einmal nach der Eheschließung – erhoben, sodass Rückschlüsse auf eine Kausalität möglich sind.

In dem Buch werden weitverbreitete populäre Vorstellungen aus den Bereichen Paarbeziehung, Familie, Geschlechterverhältnis und Sexualität mit den Ergebnissen nationaler und internationaler empirischer Studien konfrontiert. Dabei zeigt sich, dass einige Vorstellungen zutreffen, dass es sich aber in den weitaus meisten Fällen um Alltagsmythen handelt, das heißt um Stereotype und Klischees, die mit der empirischen Realität nicht kompatibel sind. Nicht auszuschließen ist, dass einige Alltagsmythen einst zutreffend gewesen und erst später zu Mythen geworden sind. So hat sich die Doppel-moral »Frauen, die freiwillig auf Kinder verzichten, werden stärker stigmatisiert als freiwillig kinderlose Männer« inzwischen in ihr Gegenteil verkehrt: Bewusst kinderlose Männer werden, zumindest von Frauen, stärker diskriminiert als bewusst kinderlose Frauen. Auch der noch vor einigen Jahrzehnten zutreffende Eindruck, dass Ehepaare mit Töchtern sich häufiger scheiden lassen als Ehepaare mit Söhnen, gilt inzwischen als durch die Forschung widerlegt.

Mythen können sich dysfunktional auf das gesellschaftliche Zusammenleben auswirken. So kann die irreführende Vorstellung, dass Frauen allein aufgrund direkter Diskriminierungen ihrer Arbeitgeber im Schnitt ein Fünftel weniger verdienen als Männer, zur Folge haben, dass auf diese Weise die wahren Ursachen für die schlechtere Bezahlung (unterschiedliche Berufswahl und Berufs- und Familienbiografie) verschleiert werden. Um ein weiteres Beispiel zu nennen: Die weitverbreitete und als Mythos entlarvte Vorstellung, dass eine rasche neue Liebesbeziehung nach einer Trennung oder Scheidung den Trennungsschmerz noch steigert (*rebound*-Effekt), wirkt sich eher nachteilig auf das Wohlbefinden aus.

Der Band ist in erster Linie an Studierende der Soziologie und ihrer Nachbardisziplinen (Psychologie, Politologie, Erziehungswissenschaften, Ökonomie u.a.) adressiert, richtet sich aber auch an ein breiteres Fachpublikum und an allgemein an sozialwissenschaftlichen Fragen Interessierte.

Literatur

Elias, Norbert (2013), *Der Soziologe als Mythenjäger* (1970), in: Korte, Hermann (Hg.), *Der Mythenjäger. Texte von Norbert Elias*, Wiesbaden, S. 15–52.

Entwicklung und Vielfalt der Lebensformen

Seit Mitte der 1960er Jahre – dem ausklingenden *golden age of marriage* – befindet sich die moderne bürgerliche Familie mit Ehemann, Ehefrau und Kindern, in der der Mann Haupternährer und die Frau primär für den Haushalt und die Versorgung der Kinder zuständig ist, nicht nur in Deutschland auf dem Rückzug. Wie diese Entwicklung einzuschätzen ist, wohin der Trend geht, darüber bestehen unter Sozialwissenschaftlern sehr kontroverse Vorstellungen. Die einen sprechen von einer Krise, andere sogar vom Tod der Familie. Wieder andere wehren sich gegen das ständige Krisengerede und betonen die unverbrüchliche Stabilität der Familie. Vier Aspekte sollen etwas näher betrachtet werden:

- Ist die Institution Ehe ein Auslaufmodell? Welche Bevölkerungsgruppen sind besonders heiratsabstinent? Warum wird überhaupt noch geheiratet und welche Rolle spielen heute noch Kinder als Heiratsmotiv?
- Wenn immer mehr Menschen in Deutschland unverheiratet zusammenleben, dann stellt sich die Frage nach den Folgen: Macht es heute überhaupt noch einen Unterschied, ob man verheiratet oder unverheiratet zusammenlebt? Macht Heiraten glücklich(er)?
- Erfasst die Krise allein die Institution Ehe oder die Zweierbeziehung generell? Ist auch das häufig beschworene »Zeitalter der Paare« vorbei? Oder verhält es sich genau umgekehrt? Wird das Bedürfnis nach Intimität und sozialer Absicherung in einer Zweierbeziehung mit fortschreitender Modernisierung der Gesellschaft immer aktueller?
- Verläuft der Trend in Deutschland in Richtung Alleinleben? Kann man tatsächlich von einer »Singularisierung der Gesellschaft« sprechen? Und wie verhält es sich mit dem viel beschworenen »Singleboom« und dem »Singledasein als neuem Lebensmodell«?

1 Wer traut sich noch – ist die Ehe ein Auslaufmodell?

Befindet sich die Institution Ehe in einer Krise? Ist sie gar ein Auslaufmodell, wie zahlreiche Sozialwissenschaftler behaupten? Oder machen Ehe und Familie in Deutschland, wie ebenfalls zu hören ist, lediglich einen Strukturwandel durch, aus dem sie möglicherweise sogar wieder gestärkt hervorgehen?

Wer als Paar zusammenleben wollte, musste vor nicht allzu langer Zeit – bis 1974, als der Kuppeleiparagraf (§180 StGB) abgeschafft wurde – erst einmal vor den Traualtar treten. Inzwischen ist es dagegen für etwa 80 Prozent der Bevölkerung in Deutschland »in Ordnung, wenn ein Paar zusammenlebt, ohne die Absicht zu heiraten« (International Social Survey Program 2012). Allerdings hält sich die Zahl der strikten Ehegegner in Grenzen, denn nur jeder Vierte, mehr Frauen (!) als Männer, hält die Ehe für eine überholte Einrichtung. Der Trend geht vielmehr in Richtung Indifferenz, das heißt, die Ehe verliert ihren Symbolgehalt und ist nur noch eine unter mehreren biografischen Optionen. Besonders höher gebildete Frauen distanzieren sich häufig von der Institution Ehe und plädieren für neue Formen der Partnerschaft.

Der Bedeutungsrückgang der Institution Ehe zeigt sich auch an der rückläufigen Heiratsneigung. Seit dem Ende des *golden age of marriage* Mitte der 1960er Jahre – der Periode mit der historisch höchsten Heirats- und Geburtenneigung in der Bundesrepublik – hat sich der Anteil der ledigen Männer und Frauen im traditionellen Familienlebensalter nahezu verfünffacht. 2009 war jeder zweite Mann und jede dritte Frau im Alter zwischen 30 und 39 Jahren ledig. Während man noch zu Beginn der 1970er Jahre davon ausgehen konnte, dass in Westdeutschland 90 Prozent der Frauen und Männer wenigstens einmal in ihrem Leben heiraten würden, werden nach dem derzeitigen Heiratsverhalten in Deutschland nur noch etwa zwei Drittel der Frauen und Männer zumindest einmal den »Bund fürs Leben« eingehen (Dorbritz 2009).

Nach Angaben des Statistischen Bundesamts sinkt auch der Anteil der Ehen mit minderjährigen Kindern. Im Jahr 2013 waren in Deutschland 70 Prozent der insgesamt 8,1 Millionen Familien mit mindestens einem minderjährigen Kind Ehepaare. Der Anteil der alleinerziehenden Mütter und Väter an allen Familien betrug 20 Prozent. Die restlichen zehn Prozent entfielen auf nichteheliche oder (wesentlich seltener) auf gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften. 1996 lag der Anteil der Ehepaare mit 81 Prozent noch deutlich höher. Dafür gab es weniger Familien mit Alleinerziehenden

(14 Prozent) oder Lebensgemeinschaften (fünf Prozent). Besonders in den neuen Ländern vollzieht sich eine Abkehr von der »Normalfamilie«. 2013 waren nur noch 51 Prozent aller Familien mit mindestens einem minderjährigen Kind Ehepaare, 27 Prozent waren Alleinerziehende und 21 Prozent Lebensgemeinschaften.

Gleichzeitig werden die Ehen immer instabiler. Unter den heutigen Scheidungsverhältnissen werden über 40 Prozent aller neu geschlossenen Ehen im Verlauf von 40 Ehejahren geschieden. Wie sehr die Institution Ehe ihren Monopolcharakter eingebüßt hat, erkennt man auch an der Zunahme nichttraditionaler Formen des Zusammen- oder Alleinlebens. Alternativen zur Ehe wie Alleinleben, Kohabitation und unverheiratete Elternschaft sind inzwischen zu etwas Alltäglichem geworden (Treas u.a. 2014). So hat sich parallel zum Rückgang der Eheschließungen die Zahl nichtehelicher Lebensgemeinschaften in den letzten 20 Jahren verdoppelt. Inzwischen leben in Deutschland 2,8 Millionen Menschen unverheiratet zusammen.

Wer ist besonders heiratsabstinent?

Der Anteil der noch ledigen Frauen und Männer im Alter zwischen 50 und 54 Jahren – in diesem Alter kommt es äußerst selten vor, dass eine Person zum ersten Mal heiratet – hat sich allein in den vergangenen zehn Jahren fast verdoppelt. Besonders hoch ist die dauerhafte Ehelosigkeit, wie Evelyn Grünheid vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung festgestellt hat, bei gering qualifizierten Männern und bei höher gebildeten Frauen (Grünheid 2011). Denn Männer mit geringer Bildung und somit schlechten Chancen auf dem Arbeitsmarkt sind unattraktive Heiratspartner, während gut ausgebildete Frauen, die viel in ihr Humankapital investiert haben, ökonomisch unabhängig und damit auf eine Eheschließung nicht angewiesen sind. Sie ziehen häufiger das freiere Leben in einer nichtehelichen Partnerschaft oder ein Singledasein vor. Darüber hinaus fällt es ihnen schwer, einen Partner mit vergleichbarem Bildungsstatus zu finden, denn eine Heirat »nach unten« lehnen die meisten nach wie vor ab.

Entkoppelung von Heirat und Familiengründung

Liebe ist zwar eine notwendige Voraussetzung für eine Heirat, aber nur für die allerwenigsten auch ein hinreichender Heiratsgrund. Meist müssen andere Anlässe hinzukommen, um die auf Liebe beruhende Partnerschaft in eine eheliche Gemeinschaft zu überführen. Die populäre These von der kindorientierten Eheschließung der Oldenburger Soziologin Rosemarie Nave-Herz, der zufolge erst dann geheiratet wird, wenn ein Kind geplant oder bereits unterwegs ist, gilt als widerlegt. 2012 stimmte nur noch jeder Dritte in Deutschland der Aussage zu, dass Menschen, die Kinder wollen, auch heiraten sollten.

Besonders der steigende Anteil nichtehelicher Geburten spricht für eine tendenzielle Entkoppelung von Heirat und Familiengründung. Die Nichtehelehenquote (= Zahl nichtehelich geborener Kinder je 100 Lebendgeborenen) steigt in Deutschland seit den 1970er Jahren unaufhörlich an, wobei zwischen West- und Ostdeutschland ein immenser Niveauunterschied besteht. 2010 hatten 36 Prozent der Erstgeborenen im früheren Bundesgebiet und 74 Prozent der Erstgeborenen in den neuen Ländern zum Zeitpunkt der Geburt nicht miteinander verheiratete Eltern. In Ostdeutschland finden also inzwischen drei von vier Familiengründungen außerhalb der Ehe statt.

Forscher des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung in Rostock haben sich genauer mit der Dynamik unverheirateter Mutterschaft im Lebensverlauf befasst und analysiert, wie häufig eine Schwangerschaft noch einen Anlass zur Heirat darstellt (Kreyenfeld u.a. 2011). Sie stützen sich auf Daten des Beziehungs- und Familienentwicklungspanels (pairfam), einer repräsentativen, auf 14 Jahre angelegten Längsschnittstudie zur Erforschung der partnerschaftlichen und familialen Lebensformen in Deutschland (Huinink u.a. 2011). Die Studie startete im Jahr 2008 mit einer Ausgangsstichprobe von über 12.000 bundesweit zufällig ausgewählten Personen der Geburtsjahrgänge 1971/73, 1981/83 und 1991/94. Zwischen West- und Ostdeutschland finden sich immense Unterschiede:

- 73 Prozent der ostdeutschen Frauen im Alter zwischen 35 und 39 Jahren waren zu Beginn der Schwangerschaft unverheiratet. Dieser Anteil ging bis zur Geburt des Kindes auf 61 Prozent zurück. Demnach wurden lediglich zwölf Prozent aller Geburten durch sogenannte *shotgun marriages* legitimiert. Selbst drei Jahre nach Geburt des ersten Kindes waren noch 45 Prozent der Mütter unverheiratet.

- In Westdeutschland waren dagegen zu Beginn der ersten Schwangerschaft »nur« 52 Prozent der Frauen unverheiratet. Der Anteil sank bis zur Geburt des Kindes auf 31 Prozent. Jede fünfte Erstgeburt wurde also durch eine *shotgun marriage* abgesichert. Wenn das erste Kind drei Jahre alt ist, sind im Westen nur noch 19 Prozent der Mütter unverheiratet. Im Westen entfaltet immer noch das traditionelle bürgerliche Familienmodell seine normative Kraft, wenn auch recht spät und in Maßen.

Die Ehe heute – eine multifunktionale Institution

Norbert F. Schneider, Direktor des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, und sein Mitarbeiter Heiko Rüger haben in ihrer Value of Marriage-Studie 377 Paare befragt, um herauszufinden, was Paare heute überhaupt noch zum Schritt in die Ehe veranlasst und welchen subjektiven Sinn sie mit der Institution Ehe verbinden (Schneider/Rüger 2007). Liebe als Voraussetzung für eine Eheschließung ist zwar zumeist unverzichtbar, doch selten das allein ausschlaggebende Heiratsmotiv. Jedes dritte Paar nannte ökonomische Vorteile einer Eheschließung. Bei jeweils einem weiteren Drittel gehörte Heiraten ganz einfach zu einem »normalen« Partnerschaftsverlauf dazu (»Heirat als biografische Selbstverständlichkeit«), oder man hatte sich relativ unreflektiert und spontan zur Heirat entschlossen. Die kindorientierte Heirat als ausschlaggebendes Heiratsmotiv wird überschätzt und gerade einmal von jedem zehnten jungen Ehepaar in Deutschland als Grund für eine Heirat genannt. Die Ehe der Moderne ist keine funktional hoch spezialisierte, sondern eine multifunktionale Institution, so das Fazit der Forscher.

Da heute kaum noch ein klar erkennbarer, eindeutiger Nutzen mit der Institution Ehe verbunden wird, überrascht es auch nicht, dass immer mehr Menschen ganz auf eine Heirat verzichten. Für viele lässt die heutige starke Betonung des affektiven Charakters von Paarbeziehungen eine Legalisierung von vornherein überflüssig erscheinen.

Wie für andere europäische Länder gilt auch für Deutschland, besonders für die neuen Bundesländer: Die nichteheliche Lebensgemeinschaft wird als Familienform – als Ort der Erstkonzeption und Erstgeburt – immer bedeutsamer. Die Institution Ehe ist zwar kein Auslaufmodell, doch ihre Attraktivität sinkt, und ein Wiedererstarken ist nicht in Sicht.

Literatur

- Dorbritz, Jürgen (2009), Heiratsverhalten Lediger, Geschiedener und Verwitweter in Deutschland 2007 – Ergebnisse der Berechnung von Heiratstafeln, *Bevölkerungsforschung Aktuell*, H. 3.
- Grünheid, Evelyn (2011), Wandel des Heiratsverhaltens in Deutschland – Analysen mit Tafelberechnungen, *BiB Working Paper* H. 2, Wiesbaden.
- Huinink, Johannes u.a. (2011), Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam): Conceptual framework and design, *Zeitschrift für Familienforschung*, Jg. 23, S. 77–101.
- Kreyenfeld, Michaela u.a. (2011), Dynamik und Determinanten nichtehelicher Mutterschaft in Ost- und Westdeutschland, in: Brüderl, Josef u.a. (Hg.), *Partnerschaft, Fertilität und intergenerationale Beziehungen. Ergebnisse der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanels*, Würzburg, S. 155–174.
- Schneider, Norbert F./Rüger, Heiko (2007), Value of Marriage. Der subjektive Sinn der Ehe und die Entscheidung zur Heirat, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 36, H. 2, S. 131–152.
- Treas, Judith u.a. (2014), Attitudes on marriage and new relationships: Cross-national evidence on the deinstitutionalization of marriage, *Demographic Research*, Jg. 30, H. 54, S. 1495–1526.

2 Macht Heiraten glücklich oder welchen Unterschied macht es noch, ob man verheiratet oder unverheiratet zusammenlebt?

Lohnt es sich überhaupt noch, zu heiraten? Macht Heiraten glücklich? Das fragen sich anscheinend immer mehr Menschen, denn wie lässt es sich sonst erklären, dass in Deutschland heute annähernd doppelt so viele Paare – etwa 2,8 Millionen – unverheiratet zusammenleben wie noch vor 20 Jahren. Von einer Stigmatisierung nichtehelicher Lebensgemeinschaften kann erst recht keine Rede sein, denn inzwischen lehnt nur noch jeder Zwanzigste im mittleren Lebensalter (zwischen 35 und 55 Jahren) ein unverheiratetes Zusammenleben als Paar explizit ab (Hofäcker/Chaloupková 2014). Das Leben ist also »bunter« geworden. Macht es dann überhaupt noch einen Unterschied, ob man den »Bund fürs Leben« eingeht?

Um diese Frage zu beantworten, wählt man in der sozialwissenschaftlichen Forschung zwei Vorgehensweisen:

- Man vergleicht in Querschnittstudien zu einem bestimmten Zeitpunkt, ob sich verheiratete und unverheiratete Paare in ihrer Zufriedenheit oder in anderen Merkmalen voneinander unterscheiden.
- Man analysiert in Längsschnittstudien, wie sich eine Heirat kurz- und mittelfristig auf die Zufriedenheit des Paares und auf die Stabilität der Beziehung auswirkt.

Zufriedenheit unverheirateter und verheirateter Paare/Eltern

Vergleicht man die Ehe mit der Kohabitation, so tritt das Problem auf, dass es verschiedene Typen nichtehelicher Lebensgemeinschaften gibt und in den wenigsten Studien danach differenziert wird, um welchen Typ es sich genau handelt: um eine Probe-Ehe (eine zusätzliche Phase im Prozess der Partnerwahl), eine Vorstufe zur Ehe (die Ehe steht fest, wird aber zeitlich noch aufgeschoben) oder um eine echte Alternative zur Ehe, eine langfristige Beziehung, wobei bewusst auf eine legale Absicherung verzichtet wird. Streng genommen handelt es sich nur im letzten Fall um eine eigenständige Lebensform, die einen direkten Vergleich mit der Institution Ehe erlaubt.

Familienforscher sehen den wichtigsten Unterschied zwischen Ehen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften neben rechtlichen Unterschieden im unterschiedlichen Zeithorizont beider Lebensformen. Die Zukunftsperspektive der Ehe ist eher »bestimmt«, die der nichtehelichen Lebensgemeinschaft eher »unbestimmt«, das heißt, sie steht unter dem Vorbehalt jederzeitiger Kündbarkeit. Da erst die Praxis erweisen muss, ob die Beziehung tragfähig und zukunftssträftig ist, entsteht leicht eine psychische Verunsicherung. Die Beziehung wird immer wieder hinterfragt. Außerdem zeichnen sich nichteheliche Lebensgemeinschaften gegenüber Ehen durch eine verstärkte Individualisierung der Lebensführung aus. Die Frauen haben im Schnitt einen höheren Schulabschluss, sind häufiger erwerbstätig und damit seltener auf das Einkommen des Partners angewiesen, und sie verwalten auch häufiger getrennte Kassen.

Dass Verheiratete im Allgemeinen glücklicher sind als Ledige, glaubt nicht einmal mehr jeder dritte West- und Ostdeutsche (International Social Survey Program 2012). Anders sieht es allerdings aus, wenn man Paare nach ihren eigenen Erfahrungen fragt. In einer aktuellen Studie von Kenneth A. Wiik waren in allen beteiligten europäischen Ländern (darunter auch Deutschland) die unverheiratet Zusammenlebenden (im Alter zwischen 18

und 55 Jahren) zum Zeitpunkt der Befragung mit ihrer Beziehung unzufriedener als die gleichaltrigen verheirateten Paare. Auch äußerten sie fast dreimal so häufig Trennungsabsichten (Wiik u.a. 2012). Dies galt auch bei Kontrolle von Kinderzahl, Dauer der Beziehung und Bildungsniveau. Vergleichbare Ergebnisse hat der Bamberger Soziologe Laslo A. Vaskovics bereits Anfang der 1990er Jahre vorgelegt (Vaskovics u.a. 1992). Nicht einmal jedes dritte unverheiratete Paar in Deutschland stimmte darin überein, dass die Beziehung »gut« sei, wobei die Frauen noch kritischer waren als die Männer. Fast jedes zweite unverheiratete Paar hatte sich schon mit Trennungsgedanken getragen, und die Trennungsrate nichtehelicher Lebensgemeinschaften innerhalb der ersten sechs Jahre des Zusammenlebens war dreimal so hoch wie die Trennungsrate von Ehen. Dabei scheiterten die nichtehelichen Lebensgemeinschaften häufig schon aufgrund eines relativ geringen Belastungspotenzials.

Zumindest auf den ersten Blick sind demnach nichteheliche Lebensgemeinschaften Ehen unterlegen, wofür unterschiedlich starke Selektions- und Gratifikationseffekte verantwortlich gemacht werden. Mit Selektionseffekten ist gemeint, dass sich diejenigen, die heiraten, von denjenigen, die nicht heiraten, von vornherein in bestimmten Merkmalen unterscheiden, die auch die Qualität der Beziehung und die Partnerschaftsstabilität beeinflussen. Ko-habitation und Ehe ziehen unterschiedliche Typen von Individuen an, wobei unverheiratet Zusammenlebende eher »*poor marriage*-Material« sind. Sie sind unkonventioneller, weniger an einer festen Bindung interessiert und betonen stärker ihre individuelle Unabhängigkeit. Der Gratifikationseffekt resultiert dagegen aus Vorzügen, die aus der Ehe selbst erwachsen. Ehen werden stärker gesellschaftlich anerkannt und materiell und sozial unterstützt.

Je verbreiteter und sozial akzeptierter in einem Land das nichteheliche Zusammenleben ist, desto mehr gleichen sich die beiden Lebensformen an, haben Judith Soons und Matthijs Kalmijn festgestellt (Soons/Kalmijn 2009). In den skandinavischen Ländern mit einer hohen Verbreitung und Akzeptanz nichtehelicher Partnerschaften bestehen geringere Zufriedenheitsunterschiede als in den katholisch geprägten südeuropäischen Ländern, in denen nichteheliche Lebensgemeinschaften noch relativ selten sind. Denn mit der Ausbreitung des unverheirateten Zusammenlebens nimmt der Gratifikationsvorteil von Ehen ab und die verheirateten und nichtverheirateten Paare werden sich auch in ihrer sozialen Zusammensetzung immer ähnlicher (Selektionseffekt).